

der tod ist ein dramaturgisch dankbarer kunstbegriff

Der Tod als Gegenpol zum Leben ist eine Konstante in Toni Bernharts Theaterstücken. In seinen Stücken wird viel gestorben. Für den Vinschgauer Autor ist der Tod eine der wesentlichsten menschlichen Erfahrungen dar. Mit ihm führte Elmar Außerer folgendes Gespräch.

THEATERZEITUNG: In allen Ihren Stücken – von »Lasamarmo« bis herauf zu »Mischa, der Fall« – spielt der Tod eine zentrale Rolle. Soll dem Zuschauer dadurch die unausweichliche Vergänglichkeit des Menschen vor Augen geführt werden?

TONI BERNHART: So predigthaft würde ich das nicht formulieren. In meinen Stücken kommen immer Tote vor, der Tod selber aber tritt nie auf.

Wo liegt der Unterschied?

Tote sind konkret. Tote sind ehemals lebendige Menschen. Der Tod ist abstrakt, obwohl ihn das barocke Theater ja auch konkretisiert und personifiziert hat.

Bei Ihnen ist der Tod also weniger ein »memento mori« im barocken Sinn, sondern ein trivialer und alltäglicher Moment?

Das kann man so sagen. Der Tod ist eine der wesentlichsten menschlichen Erfahrungen. Für uns, wenn wir darüber sprechen, natürlich immer nur durch die Beobachtung und im Miterleben. Das eigene Erleben des Todes lässt sich nur sehr schwer verbalisieren, weil wir nicht mehr schreiben, wenn wir sterben, und nicht mehr sprechen, wenn wir tot sind. Der Tod ist aber auch einer der dramaturgisch dankbarsten Kunstgriffe, wenn es darum geht, auf der Bühne oder in einem Roman eine Handlung fortzusetzen. Tote beschleunigen und intensivieren die Bühnenshandlung und das emotionale Erleben des Publikums. Meisterhaft in dieser Hinsicht ist Goethe im »Wilhelm Meister«. Mich fasziniert hier immer wieder, wie kühl und rasch dort gestorben wird.

Der Tod ist also gewissermaßen eine anthropologische Konstante auf der einen Seite und ein handlungstreibendes Moment auf der anderen Seite.

Ja. Und in diesem Punkt berühren und treffen sich Wirklichkeit und Fiktion, also die empirisch bekannte Welt und jene, die ich als Autor herstellen kann.

In »Lasamarmo« und »Mischa, der Fall« thematisieren Sie den Selbstmord, der in unserer Gesellschaft ein Tabuthema ist. Hat Sie die Absurdität dieser Tat zum Schreiben dieses Stückes angeregt oder wollten Sie damit mit einem Tabu brechen?

Weder noch! Ich meide auch das Wort »Selbstmord«, weil eine schwerwiegende Verurteilung der Person, die Hand an sich anlegt, mitgemeint ist. Die Begriffe »Selbsttötung« oder »Suizid« erscheinen mir angemessener, weil sie sachlicher sind. Suizid ist für mich keine Absurdität. Wir müssten die Tat und die Person zumindest in Ansätzen verstehen, um überhaupt erst sagen zu können, ob es eine Absurdität ist oder nicht. Das können wir nicht. Die einzige Aussage, zu der ich mich durchringen kann: Suizid ist eine kommunikative Äußerung. Und zwar eine sehr starke. So gesehen, fordert mich Suizid natürlich heraus, als Mensch und als Autor. Sicher nicht, um Erklärungen und Motive aufzuspüren, sondern das Befinden im Vorfeld und die Spuren, die der Suizid hinterlässt. Ob ich damit ein Tabu breche, interessiert mich nicht. Mich interessiert die Sache selbst.

Wie gehen Sie beim Schreiben vor, wenn Sie über Personen schreiben, die sich selbst das Leben genommen haben?

Was reale Personen angeht, habe ich dies ja nur bei Mischa Ebner so gemacht. Sein Leben und Sterben waren



Toni Bernhart

Foto: Monica Marant

öffentliche Themen, weil er Spitzensportler war. Private Personen würde ich nie namentlich nennen, das wäre pietätlos. Bei Ebner habe ich mir zunächst über das Presse- und Medienecho einen groben Überblick verschafft. Dann habe ich mich über Fachliteratur und in zahlreichen Expertengesprächen in sexuellen Missbrauch, Gewaltverbrechen und Suizid eingearbeitet. Am Ende war ich dann noch etliche Tage auf Ebners Spuren in der Westschweiz. Dann aber habe ich das viele Wissen um die Person und die Umstände weit beiseite geschoben und aus meiner subjektiven Wahrnehmung die Figur des Mischa konstruiert, die er im Stück dann war. Faszinierend war natürlich, dass die gesamte Produktion sehr starken Prozesscharakter hatte und ich wochenlang gemeinsam mit dem Regisseur Claude Mangen, dem Choreografen Bernard Baumgarten, den Schauspielern, Tänzern, Videokünstlerinnen und dem Komponisten in Luxemburg am Stück arbeiten konnte, bis es dann im Juli 2008 uraufgeführt wurde.

Ist der Tod (»thanatos«) – ganz im Sinne Sigmund Freuds – der Gegenpol zum »eros« und symbolisiert die Flucht des Menschen vor dem Leben, der im Tod einen spannungsfreien Zustand herbeisehnt?

Das weiß ich nicht. Möglicherweise ist das so. Spannungsfreie Zustände sind langweilig. Ich weiß nicht, ob ich so etwas herbeisehnen möchte. Wahrscheinlich ist der Tod in unserer Vorstellung mehr ein Gegenpol zur Geburt als ein Gegenpol zum Eros. Todesvorstellungen, gerade die katholischen, sind oft auch sehr eroslastig und alles eher als spannungsfrei. Aber Freud war ja auch nicht katholisch.

Ist das Leben ein Gegenpol zum Tod?
Ich denke schon.

Haben Sie Angst vor dem Tod?
Natürlich, weil ich ja nicht weiß, was für ein Zustand das ist.

Sie thematisieren in Ihren Stücken so oft den Tod und betonen immer wieder, nicht zu wissen, was der Tod ist.
Das schließt sich nicht aus. Im Gegenteil! Sprechen ist Ausdruck der Angst des Menschen vor dem Tod. Wir sprechen den ganzen Tag lang, wahrscheinlich weil wir uns andauernd versichern müssen, dass wir lebendig und nicht tot sind. Erzählen und Theater, so eine neuere Mimesis-Theorie, ist die Nachahmung des sprechenden Menschen. Ich finde diese Variation des Aristotelischen Mimesis-Verständnisses, wonach Theater die Nachahmung des handelnden Menschen ist, hochgradig faszinierend und wahr. Besonders interessant ist das Experiment, wenn man das kippen lässt und Figuren auf die Bühne stellt, die tot sind und als Untote sprechen. Das Erzählen im Tode oder, besser gesagt, aus dem Tode heraus habe ich in »Martinisommer« versucht. Das Leben findet dort in einer Erinnerung statt, die zunehmend in die Ferne rückt.

Auch in »Langes afn Zirblhouf« wird viel gestorben. Am Ende des Stücks kommen die Überlebenden mit dem Zählen der Leichen nicht mehr nach. Darf man sich über den Tod lustig machen?

Eher sind es die Zuschauer, die den Überblick verlieren. Ich wüsste im Moment auch selber nicht genau, wie viele Tote es genau sind. Natürlich darf man sich über den Tod lustig machen, aber das macht dem Tod nichts aus und deshalb sind Leichen in einer Komödie auch kein Sich-lustig-Machen über den Tod, sondern etwas ganz anderes.

Was denn?
Das weiß ich nicht.

Warum gibt es in »Langes afn Zirblhouf« so viele Tote?
Weil das mit einer Art Wette mit mir selber zu tun hat. Irgendwann beim Schreiben habe ich es mir zu einer sportlichen Herausforderung gemacht, im letzten Drittel des Stückes innerhalb möglichst kurzer Zeit so viele Figuren wie möglich tot werden zu lassen.

Das ist Ihnen gelungen. Wird es auch in Ihrem nächsten Stück Tote geben?
Lassen Sie sich überraschen!

Toni Bernhart, geb. 1971 in Meran, Literaturwissenschaftler und Autor, Koordinator der Graduiertenschule für die Künste und die Wissenschaften an der Universität der Künste Berlin und Dozent für Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin.

STÜCKE: »Lasamarmo« (1999), »Langes afn Zirblhouf« (2002), »Martinisommer« (2006), »Mischa, der Fall« (2008), »Liebeskontor«.